



SCHWEIZERISCHE BOTSCHAFT  
IN ÖSTERREICH

WIEN III. 22. Februar 1963.

Prinz Eugen-Strasse 7  
Telephon Nr. 72 51 11-15

Ref.: I/D.5.- SN/ar.  
*merci pour J.K.*

an	JRMH	JR	DZ	DB	DZ	JD
Datum	1.3	4.3	4.3		2.3	7.3
Visa	JRMH	JR	DB			J.
EPD	-1.3.63		11			
<i>9.211.</i>						
Herr Botschafter.						

An die  
Abteilung für Politische Angelegenheiten  
des Eidg. Politischen Departements,  
B e r n .

Ich beehre mich, Ihnen von folgender Angelegenheit  
Kenntnis zu geben:

Der Bund jüd. Verfolgter des Naziregimes, Wien, veran-  
staltete anlässlich seiner gestrigen Generalversammlung eine Feier,  
bei welchem Anlass auch der frühere schweizerische Generalkonsul  
Charles L u t z über seine "Rettungsaktion in Budapest" referierte.  
An dieser Veranstaltung, an der einer meiner Mitarbeiter teilnahm,  
betonte Herr Wiesenthal, der Vorsitzende der Gesellschaft, die be-  
sonderen Verdienste des Herrn Lutz zugunsten der verfolgten Juden  
in Budapest und erwähnte dabei auch die Bestrebungen, ihn dafür mit  
dem Friedensnobelpreis auszeichnen zu lassen.

Alsdann ergriff Ihr früherer Mitarbeiter das Wort  
und schilderte in einer freigehaltenen Rede, die ausführlicher war  
als die beiliegende Broschüre, die an alle Festteilnehmer verteilt  
worden war, seine Erlebnisse während des Krieges. Am Schlusse seiner  
Ausführungen sagte Herr Lutz wörtlich: "Ich brauche keinen Nobelpreis,  
den Preis habe ich im Herzen", worauf der Vorsitzende antwortete: "Aber  
wir brauchen und wollen ihn für Herrn Generalkonsul Lutz". Ergänzend  
fügte Letzterer noch hinzu, dass nicht allein der Bund jüd. Verfolgter  
des Naziregimes, sondern auch andere jüdische Organisationen alles  
daran setzen werden, damit Herrn Lutz der Friedensnobelpreis zuer-  
kannt werde.

Ich versichere Sie, Herr Botschafter, meiner vorzüg-  
lichen Hochachtung.

Der Schweizerische Botschafter  
in Oesterreich:

*H. v. Tschudi*

Beilage erwähnt.

+ 2 Zeitungsausschnitte

Das Rettungswerk des Schweizer Konsuls Carl Lutz  
im Jahre 1944 in Budapest

Am 30. Juni 1961 trat Carl Lutz, schweizerischer General - konsul in Bregenz, in den Ruhestand. Sein Name ist verknüpft mit einem Rettungswerk, das in der finstersten Zeit des Zweiten Weltkrieges unter den widrigsten Umständen durchgeführt wurde und das als ein Ruhmesblatt in die Annalen schweizerischer Hilfstätigkeit eingehen wird: Der damalige Vizekonsul Carl Lutz, der mit der Leitung der Schutzmachtabteilung der Schweizer Gesandtschaft in Budapest betraut war, unternahm im Jahre 1944, als die Judenverfolgungen in Ungarn ihrem Höhepunkt zustrebten, aus eigener Initiative und nur dem Ruf seines Gewissens folgend, eine grossangelegte Rettungsaktion, die zwischen 50.000 und 60.000 Juden vor der Vernichtung in den nationalsozialistischen Todeslagern bewahrte. Im Eichmann-Prozess in Jerusalem ist dieser Rettungsaktion zusammen mit derjenigen des später von den Sowjets verschleppten und seither verschollenen Schweden Wallenberg ehrend gedacht worden. Wie das Rettungswerk durchgeführt und unter welchen persönlichen Opfern und Gefahren es vollbracht wurde, ging jedoch aus den Prozessberichten nicht genügend deutlich hervor. Daher veröffentlichen wir im folgenden die gekürzten Aufzeichnungen, die Konsul Lutz im Jahre 1946 über seine Mission in Budapest verfasste. Sie zeigen, was Mannesmut, Unerschrockenheit und Unbeirrbarkeit im Dienste der Menschlichkeit auch in einer Zeit zu wirken vermögen, in der alle ethischen Wertmaßstäbe mit Füßen getreten werden und in der die nackte Gewalt zu triumphieren scheint.

"Mit dem Auftrag meiner vorgesetzten Behörden, die Belange der Angehörigen von zehn Staaten in Ungarn wahrzunehmen, kam ich am 2. Januar 1942 als Leiter der Schutzmachtabteilung der schweizerischen Gesandtschaft nach Budapest. Ich organisierte die Abteilung im Gebäude der amerikanischen Gesandtschaft am Szabadzag ter, wo mir ein Stab von routinierten mehrsprachigen Beamten zur Verfügung stand.

Bis zum Einmarsch der deutschen Armee im März 1944 war der Dienst und das Leben, trotz Verdunkelung, fast normal. Am 18. März änderte sich jedoch alles schlagartig. Mit der deutschen Armee zog auch die Vorhut der Stoßtruppe Himmlers ein, an deren Spitze Obersturmbannführer Eichmann stand. Es wurden für die jüdischen Einwohner die Nürnberger Gesetze angewandt, das heisst: Zusammenziehung aller Juden

Budapests in sogenannte Judenhäuser und Tragen des gelben Sterns. Die Juden Budapests und des übrigen Ungarn, die eigentlich das letzte Reservat der jüdischen Bevölkerung in Osteuropa bildeten und die sich in Ungarn sicher wähnten, erfasste eine ungeheure Panik. Dessen wurde ich gewahr, als sich am nächsten Morgen vor meinen Bureaus mehrere Tausend erschrockener Menschen angestaut hatten, die um Schutz flehten. Gerade weil wir die grösste Schutzmacht waren und eine Anzahl von fremden Gesandtschaftsgebäuden verwalteten, war die Schweiz als neutrale Macht bei der Bevölkerung Budapests schon lange in aller Munde. Es waren meistens ungarische Staatsbürger, was eine Inschutznahme seitens einer fremden Macht auf diplomatischem Wege so gut wie ausschloss. Doch die Gesetze des Lebens sind nun einmal stärker als menschliche Paragraphen. Der Ansturm vor meinem Bureaugebäude wurde mit jedem Tag grösser und vehementer, denn Eichmann hatte bereits mit den Deportierungen aus der ungarischen Provinz nach den Vernichtungslagern in Polen begonnen. Man sprach damals noch von Arbeitslagern. Jeden Tag rollten ein Dutzend Züge und mehr nach dem Osten. Die Menschen wagten nicht auszusprechen was sie ahnten. Nun setzte eine Rückwanderung aus der Provinz nach Budapest ein, denn Tausende von Juden hatten sich in ländliche Gegenden geflüchtet in der Hoffnung, mit oder ohne gefälschte Papiere, welche sie als Christen tarnten, besser untertauchen zu können und so das Ende des Krieges abzuwarten.

Mich beschäftigte ständig die Frage, wie ich den Leuten helfen könnte, ohne bei der akkreditierten Regierung persona non grata zu werden.

Ich erwog nun den Plan, zu versuchen, alle Juden zu schützen, welche die Absicht hatten nach Palästina auszuwandern. Palästina war noch britisches Mandatsgebiet (ich habe dort übrigens bei Kriegsausbruch die deutschen Belange wahrgenommen) und so tangierte mein Plan wenigstens britische Interessen, war also einigermaßen im Rahmen meines Auftrages "Fremde Interessen". Noch war das eine rein theoretische Absicht. Doch für mich als Christ bedeutete die Notlage der Juden einen Befehl des Gewissens; ich suchte nach einem Weg, diesen Tausenden zum Tode Verurteilten beizustehen. Nach reiflicher Überlegung beschloss ich, um eine Audienz beim deutschen Gesandten und beim ungarischen Aussenminister nachzusuchen, um meinen Plan vorzutragen, diejenigen Juden in Obhut nehmen zu dürfen, welche nach Palästina auszuwandern wünschten. Dass es bei der damaligen geladenen Atmosphäre und der gespannt feindlichen Einstellung

gegen die Juden einen Affront bedeutete, die Judenfrage anzuschneiden, kann nur derjenige richtig beurteilen, der jene unberechenbare Situation selbst miterlebte. Der vorgetragene Plan wurde dann nach Berlin weitergegeben.

Während sechs Wochen führte ich unzählige Verhandlungen mit verschiedenen Regierungsämtern. Dann gab mir der Judenreferent der deutschen Gesandtschaft endlich zu verstehen, man wäre eventuell geneigt ein gewisses "Kontingent" freizugeben, müsste daran aber bestimmte Bedingungen knüpfen. Diese lägen vor allem in der Kompetenz der ungarischen Regierung. Sobald diese sich willens zeigte 100.000 "Leihjuden" zum Arbeitsdienst in Deutschland freizugeben, wäre man bereit, ein "Kontingent von 7.500 "Einheiten" zur Inschutznahme zur Verfügung zu stellen. Wie Berlin die Judenfrage zu lösen gedachte, war damals einem Aussenstehenden natürlich nicht bekannt; das berühmte Wannseeprotokoll von 1942 hat aber später enthüllt, dass auch Ungarn "judenfrei" werden sollte. Die Verhandlungen dehnten sich bis in den Sommer hinein. Inzwischen wurden die Juden in sogenannte Judenhäuser kommandiert, wobei alle den gelben Stern tragen mussten. Die Strassen durften sie nur zu gewissen Stunden zum Einkauf von Lebensmitteln betreten. Die Panik wuchs mit jedem Tag, mit jeder Stunde. Jeden Tag war unsere Schutzmacht Abteilung von ungeheuren Menschenmassen belagert.

Endlich wurde meinem Verlangen stattgegeben, wenigstens einen Teil der Juden, welche nach Palästina auswandern wollten, in Obhut zu nehmen. Diese aber mussten im Besitze eines Auswanderungspasses sein, auf Grund dessen sie dann einen sogenannten Schutzbrief erhalten konnten, auf dem bestätigt wurde, dass sie im Auswanderungspass aufgeführt waren.

Nach langen Konferenzen war mir die Bewilligung erteilt worden, jedem Juden, dessen Name im Kollektivpass eingetragen war, einen sogenannten Schutzbrief auszustellen; doch wurden diese von der Polizei und den Gendarmen zuerst nicht überall anerkannt. Deshalb ersuchte ich um Durchgabe eines Befehls über den Rundfunk, dass schweizerische Schutzbriefe von allen Regierungsorganen zu respektieren seien. Diesem Ansuchen wurde von der Regierung stattgegeben mit dem Ergebnis, dass am nächsten Morgen eine unübersehbare Menge sich vor meinen Bureaus ansammelte, sodass berittene Polizei mir den Weg bahnen musste. Zunächst wurden 5.000 Schutzbriefe während der Nächte ausgefertigt, wobei ich mich auf den Standpunkt stellte,

dass die ungarische Regierung 5.000 Einheiten gemeint habe, das heisst 5.000 Familien, also im ganzen rund 50.000 Personen. So liess ich denn auch weitere 45.000 Briefe ausstellen.

Zu dieser Zeit (etwa Juli 1944) kam Wallenberg nach Budapest mit einem Schreiben des schwedischen Königs an Reichsverweser Horthy. Er besuchte mich nach seiner Ankunft und bat mich, ihn über meine Rettungsaktion zu informieren und ihm den Text unserer Schutzbriefe zu geben, damit er eine ähnliche Aktion starten könne. Ich erteilte ihm alle gewünschten Auskünfte, auch über meine Verhandlungen mit den ungarischen und deutschen Stellen.

Anfangs Oktober kapitulierte die ungarische Armee; Horthy selbst demissionierte. Die ungarischen Pfeilkreuzler, mit Salaszi an der Spitze, übernahmen die Regierungsgewalt. Die Situation änderte sich mit diesem Tage schlagartig. Die Deportationen ganzer Lager in der Umgebung Budapests nach dem Osten wurde beschleunigt. Die Einwaggonierung der jüdischen Bevölkerung Budapests konnte mit jedem Tag beginnen.

Es war mir bewusst, dass die Schutzbriefe allein nicht genügend Sicherheit boten, und ich ersuchte daher die ungarische Regierung, mir eine Anzahl Hochhäuser zur Verfügung zustellen, um die unter meinem Schutz stehenden Juden in diesen unterzubringen. Dem Wunsche wurde nach langem Zögern nachgegeben. Binnen einer Woche mussten etwa 20.000 christliche Bewohner ausgesiedelt werden, um einigen zehntausend Juden in den genannten Hochhäusern Platz zu machen. Diese gigantische Umsiedlung wurde unter dem Schutz eines grossen Aufgebotes an Gendarmen inmitten von täglichen Luftangriffen durchgeführt. Die Schutzhäuser wurden mit entsprechenden Tafeln versehen. Der Andrang in diese war naturgemäss gross.

Bald waren auch die 50.000 Schutzbriefe vergriffen und noch immer flehten Tausende vor unseren Toren um solche lebensrettende Zertifikate. Ich konnte das Kontingent unmöglich überschreiten, ohne den Zorn der Behörden heraufzubeschwören und die ganze Aktion zu gefährden. Bald bildeten sich jüdische Stellen, die massenhaft gefälschte Schutzbriefe verteilten, was mir viel Kopfzerbrechen machte. Jeder versuchte natürlich mit aller Gewalt in den Besitz eines solchen Lebensrettungszertifikates zu kommen. Die ungarischen Behörden wurden sehr bald darauf aufmerksam und drohten damit, alle Juden in ihren Gewahrsam zu nehmen. Ich protestierte und versprach, bei der Sichtung der "guten" und "schlechten" Schutzbriefe persönlich mitzu-

helfen. Sämtliche Häuser mussten mit Hilfe eines starken Polizeikor= dons durchgekämmt werden. Schliesslich befahl man alle Einwohner auf die Strasse oder in den Park und nahm dort die Sichtung bzw. Prüfung vor. Hunderte von Inhabern der sogenannten Schutzbriefe waren aber bereits in die Lager bzw. in eine Ziegelei verbracht worden, wo sie den Abtransport zu Fuss an die deutsche Grenze abwarteten. So mussten auch dort Tausende von Briefen überprüft werden. Das war für uns wohl die schmerzlichste Aufgabe. Ich bin mit meiner Frau einmal vier Stunden in Schnee und Eis in der berüchtigt gewordenen Ziegelei in Obuda gestanden und habe diese traurige Arbeit der Ausscheidung der Schutzbriefe vorgenommen. Herzerreissende Szenen spielten sich ab. Fünftausend dieser unglücklichen Menschen standen in Reih und Glied, frierend, zitternd, hungernd, mit armseligen Bündeln beladen, und streckten mir ihre Briefe entgegen. Nie werde ich diese verängstigten Gesichter vergessen. Immer wieder musste die Polizei eingreifen, weil mir die Leute die Kleider beinahe vom Leibe rissen, indem sie ihre Bitten vortrugen. Es war das letzte Aufflackern des Lebenswillens vor der Resignation, die so oft im Tode endete. Für uns war es eine seelische Tortur, diese Aussonderung vornehmen zu müssen. Es war bei solchen Anlässen, wo Menschen mit Hundepeitschen geschlagen wurden und dann mit blutenden Gesichtern auf dem Boden lagen und wir mit der blanken Waffe bedroht wurden, wenn wir versuchten zu intervenieren. Wie oft bin ich mit meinem Wagen an der Seite der nach der Ziegelei marschierenden Menschen gefahren, um ihnen zu zeigen, dass noch nicht alles verloren sei, bis dann die stark bewaffnete Begleitmannschaft mir den Weg versperrte.

Mitte Dezember 1944, kurz vor der Umklammerung der Stadt durch die Russen, reisten auch der Geschäftsträger, sowie der Militärattaché ab. Die Landsleute und die Schutzmachtangehörigen hörten mit Konsternierung von diesen Abreisen und baten mich, sie in der schrecklichen Situation nicht im Stich zu lassen. So entschloss ich mich auf dem gefährlichen Posten auszuharren.

Die Front rückte weiter vor; die Regierung siedelte nach Odenburg im Burgenland über und verlangte von uns, dass wir ihr folgen. Ich refüsierte, obwohl mir mit dem gänzlichen Entzug der diplomatischen Rechte gedroht wurde. Eines Morgens unterrichtete mich ein Funktionär von der bevorstehenden Abreise der deutschen Gesandtschaft. Dies bedeutete nach meiner Ansicht, dass Budapest bald Kriegsschauplatz werden würde. Meine grosse Sorge waren meine Schutzbefohlenen. Ein deutscher Diplomat eröffnete mir, dass die

Pfeilkreuzler die Anweisung erhalten hätten, die Schutzhäuser nicht zu attackieren, solange ich in Budapest bliebe; es war die Gegenleistung der deutschen Gesandtschaft dafür, dass ich die deutschen Interessen in Palästina bei Kriegsausbruch wahrgenommen hatte. Dies machte mein Verbleiben in Budapest zu einer Gewissensfrage.

Die Belagerung war aber für mich und meine Frau eine physische und nervliche Tortur. Da wir auf der britischen Gesandtschaft im Burgdistrikt wohnten, gerieten wir ins Zentrum des Verteidigungskampfes. Volle drei Monate verbrachten wir mitten im Winter im nassen, ungeheizten Keller, oft ohne Kerzenlicht und Wasser, bei knappster Verpflegung, da noch viele Personen zu uns flüchteten. Drei Wochen lang waren wir täglich mehrstündigen Tiefflugangriffen ausgesetzt. 19 Bomben fielen auf unser Gebäude; die Kanoneneinschläge liessen unser Haus erzittern, das schliesslich Feuer fing und zwei Nächte hindurch brannte, während wir uns unter dem Gebäude befanden.

Wie ich nach vielen Wochen der Trennung (die Donaubrücken waren alle gesprengt worden) durch einen Fussmarsch von einigen Kilometern und Überquerung der Donau in einem kleinen Kahn nach meinen Angestellten und den Bureaus sah, fand ich das ganze Personal am Leben. Auch der grösste Teil der unter meinem Schutz befindlichen Juden wurde gerettet. Ein gütiges Geschick wollte es, dass die Häuser vor Granateinschlägen, Bomben und Feuersbrunst verschont blieben, denn in Pest, wo sich die Schutzhäuser befanden, dauerte der Kampf nur zehn Tage, weil sich die deutschen Truppen über die Donau nach Buda zurückgezogen hatten, wo sich die Kämpfe bis in den März 1945 hinein erstreckten.